

Zeitschrift: Histoire des Alpes = Storia delle Alpi = Geschichte der Alpen
Herausgeber: Association Internationale pour l'Histoire des Alpes
Band: 16 (2011)

Artikel: Bauen mit Niveauunterschieden : ländliches Bauen und Wohnen in den Alpen
Autor: Furrer, Benno
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-392031>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 04.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Bauen mit Niveauunterschieden

Ländliches Bauen und Wohnen in den Alpen

Benno Furrer

Résumé

Construire à des niveaux différents.

Constructions rurales et habitat dans les Alpes

La topographie, le climat ou les rapports de pouvoir féodaux ont déterminé le peuplement et les conditions d'exploitation à différentes altitudes. Si la culture rurale est très différenciée dans les vallées, les constructions élémentaires des mayens et alpages se ressemblent. L'usage progressif de la pierre au lieu de bois – entre 1200 et en gros 1850 – a transformé le mode de construction. La décoration des façades est rare dans des régions à conditions topographiques et économiques similaires (Tessin et Préalpes), alors qu'ailleurs – Oberland bernois, Pays d'Enhaut et Engadine – elle est très diversifiée. La place qu'elle occupe à l'extérieur est inversement proportionnelle à celle de l'intérieur des bâtiments et reflète les traditions locales. La rationalisation et la libéralisation des marchés agricoles ont entraîné l'abandon ou la réaffectation des bâtiments agricoles à d'autres usages. Certains centres touristiques alpins se sont récemment dotés d'icônes de bureaux d'architecture témoignant souvent de peu d'originalité.

Eines der prägendsten Merkmale des Alpenraums ist eine ausgesprochene Vielfalt in der Baukultur. Diese in all ihren Verästelungen durch Raum und Zeit nachzuzeichnen ist allerdings ein schwieriges Unterfangen. Als hilfreich erweist sich der Umstand, dass Klima, Geländebeschaffenheit und Herrschaftsverhältnisse dazu führten, das nutzbare Territorium in Höhen- oder Nutzungsstufen

zu besiedeln und zu bewirtschaften. Dementsprechend kann der Baubestand in Tal, Maiensäss und Alp gegliedert und analysiert werden. Dabei wird sichtbar, dass die grossen Unterschiede in der Baukultur vor allem die Talstufe betreffen, während die Bauten auf Maiensässen und Alpen sich in ihrer elementaren Bauweise ähnlich sind.

Komplexes Bauen und Wohnen in der alpinen Stufenwirtschaft

In Gebieten mit beschränkten Ressourcen und schwieriger Topografie ist die Stufenwirtschaft mit Talgut, Maiensäss und Alp eine verbreitete und bewährte Nutzungsstrategie. Die «Auslagerung» von Vieh in Teilbetriebe (Alp, Maiensäss) bildet eine wichtige Voraussetzung für die Gewinnung von Winterfutter. Bei reiner Vieh- und Milchwirtschaft genügt eigentlich ein zweistufiger Betrieb; wenn das Vieh im Sommer auf den Alpen weidet, können im Talbetrieb die Heuvorräte für den Winter angelegt werden. Der Viehbestand wird im Spätherbst oft durch Verkäufe (früher vor allem in oberitalienische Städte) oder durch Schlachtungen reduziert. Bei den alpwirtschaftlich genutzten Flächen unterscheidet man im Wesentlichen zwischen Allmend- und Privatalpen als Eigentumsform sowie zwischen genossenschaftlicher oder individueller Nutzungsform. Dies führt zu unterschiedlichen Siedlungs- und Baumustern.¹ In der Regel bildet ein Gehöft in Tallage den – modern ausgedrückt – Lebensmittelpunkt der Familie. Zusammen mit der wirtschaftlichen und sozialen Stellung des beziehungsweise der Eigentümer kann das (Dorf-Tal-Haupt-)Wohnhaus diese Stellung durch eine stattliche Grösse und Gestaltung zum Ausdruck bringen. Wirtschaftlich gesehen muss ein Talgut mit dem Hauptwohnhaus nicht zwingend auch den ertragreichsten Teil des Familieneinkommens erbringen. Diese Rolle kann auch einem Maiensäss oder einer nicht landwirtschaftlichen Tätigkeit, etwa Salzhandel oder Militärunternehmungen, zufallen.

Bauten der Talstufe

Im ländlichen Hausbau der meisten Regionen der Schweiz lässt sich seit dem Mittelalter eine Verlagerung vom Holzbau zum Steinbau feststellen. Aus den Ergebnissen der Haus- respektive der Bauernhausforschung ergeben sich folgende Hauptlinien der Entwicklung:²

- Im Zeitraum zwischen 1200 und 1850 erfolgte in Dauersiedlungen, ausgelöst durch Holzmangel, später auch Brandschutzvorschriften eine zunehmende «Versteinerung» der Wohnbauten.
- Die nördlichen Voralpen und die zentralen Alpen einerseits und die Südtäler andererseits gehören zu den Regionen, wo sich in Bezug auf das vorwiegend verwendete Baumaterial seit dem Mittelalter wenig geändert hat.
- Die deutlichsten Verschiebungen ergaben sich im Schweizerischen Mittelland, im Engadin sowie in Jura und Nordwestschweiz: weg vom Holz hin zu Stein, Fachwerk oder Pisé.
- In einigen südlichen Alpentälern befinden sich kleine «Inseln» im Steinbaubereich, wo sich in sogenannten Walsersiedlungen eine ältere Holzbautradition erhalten hat.

Bei der Herausbildung neuer Bau- und Raumkonzepte bestehen zwischen einzelnen Regionen, Talschaften, Höhen- und Nutzungsstufen grosse zeitliche Verschiebungen.

Älteste Holzbauten stehen in den zentralen und östlichen Alpentälern

Der überlieferte Bestand an ländlichen Bauten ausserhalb von Städten ist in der Schweiz aus verschiedenen Gründen ungleich verteilt. Während in der Zentralschweiz, im Wallis und im Bleniotal (Tessin) hölzerne Wohnhäuser aus dem 12. und 13. Jahrhundert stehen, setzt der überlieferte und wissenschaftlich untersuchte Bestand im Schweizerischen Mittelland erst um 1420 ein. Älteste Wohnhäuser in Blockbauweise, jene mit fassadensichtigen Boden/Deckenbohlen, sind für das 12. Jahrhundert belegt.

Sie lassen sich dem Typus des alpinen Blockbaus zuordnen. Hier gliedert sich das giebelbetonte Haus in ein sogenanntes Vorderhaus mit Stube und Kammern sowie das Hinterhaus mit der Feuerstelle in einem offenen Volumen (Rauchküche) sowie allenfalls weiteren Kammern. Während die Gliederung des Vorderhauses über viele Jahrhunderte bis zu den Fabrikarbeiterchalets der 1930er-Jahre kaum geändert hat, brachten die Entwicklungen bei Kochherd und Rauchabzug sowie der Hygiene (Abort) eine weitergehende Umgestaltung im Hinterhaus.

Die grösste bisher festgestellte Verbreitungsdichte für Wohnhäuser mit fassadensichtigen Boden/Decken-Bohlen liegt in der Zentralschweiz, insbesondere im Bezirk Schwyz.³ Zudem erweist sich das Bleniotal im Nordtessin, ein Stein-

baugelände mit hohem Anteil an Wohnhäusern in Blockbauweise, als weitere Region mit dieser Bauform.⁴ Nach bisherigen Erkenntnissen lässt sich das Verbreitungsgebiet der Holzwohnbauten mit fassadensichtigen Bodenbohlen auf Gebiete östlich einer Linie Luzern-Brünig-Griespass-Domodossola einschränken. Relativ starke Vorkommen sind auch für das Sarntal nördlich von Bozen belegt.⁵ Einzelne Datierungen reichen dort ebenfalls ins 14. Jahrhundert zurück. Nur wenig anders präsentiert sich die Situation, wenn auch Ökonomiegebäude in Betracht gezogen werden. So konnten im Dorf Simplon Wandhölzer im Heuraum einer Stallscheune gefunden werden, deren Schlagdaten ins Jahr 1200 zurückreichen. In Ferden steht ein Stadel von 1302 und in Mühlebach ein Speicher von 1381.⁶ In den nördlichen Voralpen gehören Wohnhäuser mit fassadensichtigen Boden-/Deckenbohlen zu den ältesten Holzwohnbauten überhaupt. Datierungen ergaben Fällzeiten der Hölzer von 1176 bis um 1520. Stallscheunen und Speicher hat man auch im späten 19. Jahrhundert noch in dieser Bauweise errichtet, so zum Beispiel in Sedrun (Graubünden) 1880. In der Südschweiz konnte bis zum Ende der Feudalzeit im 13. Jahrhundert die Transhumanz zwischen der Poebene und den Alpen ungehindert erfolgen, da es Privatbesitz im modernen Sinn nicht gab. Daher ist für diese Zeit in den Seitentälern des Tessins fast ausschliesslich mit Temporärsiedlungen und entsprechend einfachsten Bauten zu rechnen. Erst in der Folgezeit, mit der Bildung von Gemeinden und von Privateigentum entstanden einräumige Steinbauten von etwa vier auf vier Metern Grundfläche, in denen gekocht und gekäst wurde. Schlafplätze gab es im Heuraum des frei stehenden Heustalles.⁷ Nach Donati wurden diese archaischen Bauformen, die im ganzen Maggiatal vorkamen, wohl erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zugunsten von neueren Hausformen aufgegeben, finanziert mit dem Geld ausgewanderter Talbewohner.⁸ Das Prinzip von primären Doppelwohnhäusern mit neben oder übereinanderliegenden Wohnungen wurde in den Tessiner Tälern allerdings schon seit dem 17. Jahrhundert umgesetzt.⁹

Traufbetonte Häuser – ein städtisches Baukonzept für die Landschaft?

Im Schweizerischen Mittelland gehören die ältesten, frei stehenden Häuser auf dem Lande ebenso zum Typ der traufbetonten Ständerbohlen-Konstruktionen wie die hölzernen mittelalterlichen Wohnhäuser in der Stadt. Traufbetont heisst, dass die Raumfolge Wohnraum (Stube) – Küche quer zur Firstrichtung



Abb. 1: Spätmittelalterlicher Blockbau aus dem Jahr 1287. Schwyz, Haus Bethlehem.
Foto: Benno Furrer, 2001.

angeordnet ist. Bei den mittelalterlichen Blockbauten finden sich ausschliesslich giebelbetonte Häuser vor. Die genannte Raumfolge verläuft parallel zum First. Im Verbreitungsgebiet dieser Blockbauten fehlt eine städtische Bautradition.

Traufbetonte, in Zeilen aneinandergebaute Wohnhäuser bildeten in Städten und Dörfern des Mittellandes bis ins 18. Jahrhundert die Norm. Auf dem Lande löste das frei stehende Vielzweckbauernhaus diesen Bautyp ab. Demgegenüber ist das frei stehende, traufbetonte Wohnhaus – in den Regionen Appenzell Ausserrhoden oder Freiburg auch als «Heidenhaus» bekannt – bereits im Verlauf des 16. Jahrhunderts als Bautyp aufgegeben worden. Nur das giebelbetonte, in der Regel in Blockbauweise erstellte Wohnhaus, ist in den Alpen und Voralpen vom 12. Jahrhundert bis 1940 im Wesentlichen konzeptuell geblieben.

Aspekte der Stufenwirtschaft und ihre Bauten

Was Jon Mathieu in seiner Studie über die Maiensässwirtschaft Graubündens festgestellt hat, lässt sich auch auf andere Gebiete der Schweiz übertragen: «Man weiss wenig, und was bekannt ist, deutet auf beträchtliche Unterschiede zwischen einzelnen Orten und Tälern. Generelle Aussagen haben daher nur einen beschränkten Wert.»¹⁰ Zu ähnlichen Erkenntnissen gelangte Donati bei seinen Studien zu den Maiensässen im Maggiatal: «Rari sono i testi e i documenti che descrivono la storia [...]»¹¹

Älteste Formen der Stufenwirtschaft bilden zweistufige Betriebe mit Talgut und einer Alp. Sie sind für Grundherrschaften (Klöster) und für Private nachgewiesen. So ist aus den Wüstungsforschungen von Werner Meyer das Gotthardmätteli bekannt, ein Siedlungsplatz mit einräumigen Sennhütten, die nachweisbar seit der vorletzten Jahrtausendwende genutzt worden waren. Die Alp am Gotthardpass wurde vermutlich von Beginn weg mit Kühen und Rindern von Süden her bestossen. Etwa um 1400 ersetzte man die bestehenden Bauten durch neue – vermutlich im Zusammenhang mit einer Umstellung von Sauerkäseherstellung zur Hart- beziehungsweise Labkäserei.¹² Auf Bergeten (Gemeinde Braunwald, Glarus), einem zwischen dem 12. und 15. Jahrhundert genutzten Siedlungsplatz, besass das Kloster Säckingen Alprechte.¹³ Für das Kloster Fraumünster (Zürich) mit Gütern im Reusstal zwischen Altdorf und Erstfeld als Talgut ist um 1345 die Alp Mettenen im Schächental als zugehörige Schweig(alp) nachgewiesen.¹⁴

Höherer Bedarf an Rindvieh fördert die Anlage von Maiensässen

Mit dem Aufstreben der Städte im nördlichen Alpenvorland, aber insbesondere in der Poebene, entstand eine grössere Nachfrage nach Rindvieh für Mast und Fleischkonsum. Diese Viehwirtschaft erreichte im 15. und 16. Jahrhundert einen Höhepunkt, zunächst in den nördlichen Alpen und Voralpen, in den inneralpinen Autarkiegebieten erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts.¹⁵ Zur Haltung von grösseren Viehbeständen waren sowohl entsprechende Sömmerungsweiden als auch zusätzliche Wiesen für die Heugewinnung nötig. Neue Weiden gewann man durch Rodungen von der Waldgrenze nach unten, Heuwiesen durch Brandrodung und Schwänten im Bergwald. Hier siedelten sich die Maiensässe an.¹⁶

Umfasste ein Landwirtschaftsbetrieb neben Viehwirtschaft auch noch Ackerbau, Reb- sowie Kastanienkulturen, so vervielfachten sich die Bauten und Anlagen, und die organisatorischen, innerfamiliären Abläufe wurden derart kompliziert, dass sie von Aussenstehenden und aus heutiger Sicht nur schwer nachvollziehbar sind. Unter diesen Umständen erstaunt es nicht, dass kaum schriftliche Zeugnisse vorliegen, die über das Allgemeine hinausreichen.¹⁷ Unterschiedliche Wirtschaftsformen beeinflussten die Art der Stufenwirtschaft und führten zu einem variantenreichen Gebäudebestand.

Auf Maiensässen waren Wirtschaftsbauten oft wichtiger als Wohnhäuser. Je nach Betriebsgrösse gab es stark reduzierte Wohnbauten oder gar nur mit Küche und Schlafkammer versehene Heuställe. In den meisten Maiensäss-Siedlungen drängten sich die Gebäude auf engem Raum – es sollte möglichst wenig Kulturland verloren gehen. Oft standen die Siedlungen an der Grenze zwischen intensiv genutztem Kultur- und extensiv bewirtschaftetem Weideland, zwischen Privatbesitz und (Alp-)Allmende.

Während der Besitz eines Talgutes¹⁸ sowie Eigentum oder Nutzungsrechte an Alpsommerungsweiden unabdingbare Elemente eines überlebensfähigen Landwirtschaftsbetriebes waren, konnte ein Maiensäss als Betriebsvergrößerung dazukommen beziehungsweise bei schlechterer Wirtschaftslage wieder veräussert werden. Dasselbe galt bei Familienzuwachs. Eine grössere Familie machte es einerseits erst möglich, einen Stufenbetrieb zu führen, und konnte andererseits zur Erlangung eines ausreichenden Einkommens nötig sein. Die Höhenlage der Maiensässe war eher zweitrangig. Maiensässe können oberhalb, unterhalb oder auf gleicher Höhenlage wie die Dauersiedlung liegen.

Maiensässbauten der nördlichen Voralpen und im Wallis

Charakteristische Maiensäss-Wohnhäuser der nördlichen Voralpen kann man bezüglich Baustruktur und Raumaufteilung als reduzierte Formen von Wohnhäusern der Dauersiedlung betrachten. Das heisst, es handelt sich um Häuser, deren Vorderhaus in Blockbauweise und der rückwärtige Teil grösstenteils in Mauerwerk errichtet sind. Das Vorderhaus umfasst eine kleine Stube und eine Kammer im Erdgeschoss, aber höchstens *eine* Schlafkammer im Obergeschoss. Den ganzen hinteren Hausbereich nimmt die Rauchküche ein. Ihr kann sich zum Hang hin ein Milchkeller anschliessen.



Abb. 2: Maiensäss- oder Bergliegenschaft mit eingeschossigem, zweiräumigem Wohnhaus sowie Stallscheune. Lungern, Brünig, Chäle. Foto: Benno Furrer, 1999.

Aus klimatischen und hygienischen Gründen ist der Milchkeller nicht unter Wohnräumen, sondern als separater Raum in den Hang hinein gebaut. Die Küche weist sowohl eine Kochfeuerstelle als auch eine sogenannte Wellgrube für den Käsekessel auf. Die Stube ist – je nach Talschaft – mit einem Kachel- oder mit einem Steinofen ausgestattet. Wand- und Deckentäferungen als Bretter (älter) oder Feldertäfer (jünger) sowie allenfalls ein bescheidenes Einbaubuffet ergänzen die Ausstattung. Es treten dabei keine besonderen Formen auf, die nicht auch aus dem Wohnhaus der Talstufe bekannt wären, sie sind aber um einiges einfacher. Entsprechendes gilt für die Nebenstube (Schlafzimmer) oder die Schlafkammer im Obergeschoss.¹⁹ Es ist eine Frage der generellen Siedlungsstruktur, ob die Maiensässbauten in Streulage stehen oder sich in kleinen Siedlungen konzentrieren.



Abb. 3: Maiensäss («monte») mit gemauertem Feuerhaus und Pfeilerstall. Verputzte und getünchte Fensterumrahmung («collarino»). Das separate Schlafhaus befindet sich hinter den beiden Gebäuden. Fusio, Mogno. Foto: Max Gschwend, 1968.

Maiensässbauten der südlichen Alpentäler

In den südlichen Alpentälern stehen auf Maiensässen einfachste Bauformen – einräumige, oft auch nur eingeschossige, nicht selten funktional getrennte Einzelbauten wie zum Beispiel das Feuerhaus und das Schlafhaus.

Im Unterschied zu alpwirtschaftlich genutzten Gebieten, wo Feuerhäuser in ähnlicher Form vorkommen, stehen diese meist in unmittelbarer Nachbarschaft zu einem Heustall. Schlafhäuser können mit einem kleinen Steinofen ausgerüstet sein, der von Aussen eingefeuert wird. Das Vorhandensein eines Ofens hängt davon ab, ob ein Maiensäss bis in den Winter hinein bewohnt ist oder nicht. So sind keineswegs alle Wohngebäude der Siedlungen Dandrio, Anzano, Ciavasch oder Dagro im Val Malvaglia mit einem Ofen ausgerüstet, obschon sie benachbart in vergleichbarer Höhelage stehen.²⁰

Schlafhäuser mit Backöfen findet man besonders im Verzascatal und in den von Verzaskern bewohnten Siedlungen am Rande der Magadinoebene. Sie können

teilweise mit den jahreszeitlichen Wanderungen in Zusammenhang gebracht werden, bei denen auch im Piano Magadino eine Schlafgelegenheit benötigt wurde. Da man in ihnen nicht «wohnte», sondern lediglich schlief, weisen sie praktisch keine Fensteröffnungen auf. Eine Feuerstelle kann sogar im Heuraumgeschoss untergebracht sein, ist dann allerdings durch eine Bretterwand von letzterem getrennt.²¹

Der häufigste Haustyp auf Maiensässen des Maggiatales ist ein vollständig gemauertes Gebäude mit zwei übereinander angeordneten Räumen.²² Eben-erdig befinden sich die Küche oder ein Keller, im Obergeschoss die Küche oder die Schlafkammer mit einem Bett in der Ecke. Kamine kommen eher selten vor oder sind nachträglich eingerichtet worden. Kalkputz an den Aus-senwänden mit *collarino*²³ und das Vorhandensein eines Steinofens weisen darauf hin, dass das Haus zur Bauzeit zur Benützung im Winter vorgesehen war. Im Tessiner Temporärbetrieb können sich zu den üblichen Gebäuden wie Wohnhaus, Heustall, Milchkeller oder Sennhütte verschiedene Bauten von Sondernutzungen gesellen, etwa die Kastaniendarre, das Rebhaus oder bei hochgelegenen Maiensässen mit Ackerbau die Kornhiste.

An der Grenze des Machbaren

Alpwirtschaftlich genutzte Gebiete befanden sich einst grösstenteils ausserhalb von Privatgütern, zwischen oberer beziehungsweise natürlicher Waldgrenze und der Vegetationsgrenze. Durch die alpine Wüstungsforschung im ganzen Alpenraum belegt,²⁴ ist zunächst von einfachsten, aus Bruchsteinen errichteten und nicht selten an Felsblöcken angelehnten Einraumhütten auszugehen, die den Älplern als Unterkunft und Milchverarbeitungsstätten dienten.

Dem Vieh standen oft bis ins ausgehende 19. Jahrhundert keine Stallungen zur Verfügung. Seit dem Spätmittelalter konkurrenzieren zunehmend Kühe und Rinder mit Schafen und Ziegen um die besten Weideplätze. Bei den Sennhütten ergab sich spätestens seit dem ausgehenden 15. Jahrhundert eine markante Entwicklung von einräumigen hin zu mehrräumigen Hütten, je nach Organisationsform und Produktionsrichtung. Insbesondere harter Vollfettkäse zur Versorgung von Heeren und Schiffsbesatzungen wurde im 17. Jahrhundert ein einträgliches Geschäft. Seine Herstellung bedingte aber grosse Herden, Kapital und ausgebildetes Personal. Von dieser Situation haben die Besitzer von Alpen im Berner Oberland und in den Pays d'Enhaut – nicht selten An-



Abb. 4: *Einräumige Sennhütte in Bruchstein mit Steinplattendach, um 1950. Sie lehnt sich in spätmittelalterlicher Tradition zum Schutz an einen grossen Block eines Felssturzes an. Ulrichen, Arenäst. Foto: Benno Furrer, 2006.*

gehörige des städtischen Patriziats – profitiert. Den dortigen Sennen standen grössere Herden und besser ausgerüstete Bauten zur Verfügung als beispielsweise einzeln alpenden Bauern der Innerschweiz, in Nordbünden, im Tessin oder im Säntisgebiet. Hier entwickelte sich seit dem 15. Jahrhundert aus der spätmittelalterlichen, einräumigen Sennhütte zunächst die aus Sennereiraum und Milchkeller bestehende zweiräumige Hütte. Stuben werden erstmals im 17. Jahrhundert fassbar. Vielzweckbauten mit Sennereiraum, Keller, Stube und Heustall unter einem Dach kommen spärlich hinzu. Diese meist in Blockbauweise errichteten Gebäude prägen die zahlreichen Korporationsalpen mit Familienbetrieb der zentralen und östlichen Voralpen sowie der inneralpinen Talschaften. Genossenschaftsalpen bleiben hier – was die Bauten betrifft – noch bis ins 20. Jahrhundert auf der Stufe von spätmittelalterlichen Hütten. In den westlichen Voralpen hingegen entstehen relativ grosse und gut ausgestattete Vielzweckbauten.²⁵

Kulturlandschaft im Wandel

Eine von Stufenwirtschaft geprägte Landschaft weist oder vielmehr wies ein vielgestaltiges, manchmal aber auch recht karges bis eintöniges Erscheinungsbild auf. In bewaldeten Talflanken fallen die mit einzelnen Häusern oder ganzen Baugruppen bestandenen Rodungsinseln auf. Die Wohnbauten stehen an relativ sicheren, besonnten Standorten, die Wirtschaftsbauten – vor allem Heuställe – in den Weiden an betrieblich günstigen Plätzen. Zwischen den Siedlungen, den Weiden, Äckern und Rebbergen verläuft ein Netz von Wegen, an deren Rändern oft keine Büsche oder Bäume aufzukommen vermögen, weil die Pflanzen im zarten Jungstadium von durchziehenden Menschen und Tieren entweder zertreten oder von letzteren auch gefressen werden. Dabei hat die Erosion insbesondere in steilerem Gelände ein leichtes Spiel, Sand und Kies der Wege zu verschwemmen. Ältere Fotografien beispielsweise aus dem Tal der Maggia oder dem Bleniotal zeigen wenig liebliche, sondern karg-kahle, von Ackerterrassen und Wegspuren geprägte Landschaften.²⁶

Mit zunehmender Motorisierung, der Anlage von Erschliessungsstrassen vom Tal bis zu abgelegenen Alpen und dem allgemeinen Strukturwandel in der Landwirtschaft hat sich auch die ehemalige Stufenwirtschaft verändert. Bis 1945–50 waren in den meisten Alpentälern praktisch alle landwirtschaftlichen Bauten genutzt. Heute stehen mehr als zwei Drittel davon leer, zerfallen oder sind umgenutzt. Weitgehend auf der Strecke geblieben ist dabei vor allem die zwischengelagerte Stufe der Maiensässwirtschaft.²⁷ Das hier produzierte Heu wird längst nicht mehr vom Vieh an Ort und Stelle verzehrt, sondern per Transporter in den Talbetrieb geführt. Seit einigen Jahren schon werden aufgelassene Maiensässe, vor allem im Tessin, wieder von Wald und Busch in Beschlag genommen, die Bauten oft umgenutzt.

Zwischen Tradition und Innovation – Bauhandwerker in den Alpen

Es war wohl immer schon so: Einfache Bauaufgaben löste der Bauer selber, mit oder ohne Hilfe von Nachbarn. Dies gilt etwa für einräumige Sennhütten, kleinere Ställe und Schöpfe oder Reparaturen. Bei komplexeren Vorhaben, beim Neubau eines Wohnhauses, kamen ausgebildete Handwerker ins Spiel, doch brachte der Bauer als Bauherr einen grösstmöglichen Beitrag an Eigenleistung

mit ein: Ausheben von Fundamentgräben, Bruchsteinmauern, Beschaffung von Baumaterial (Baumstämme, Sand, Bruchstein). Nun ist es im Alpenraum, wo die Handwerker nicht in Zünften organisiert waren, recht schwierig, Namen und Herkommen der am ländlichen Hausbau beteiligten Bauleute zu fassen. Schriftliche Aufzeichnungen dazu gibt es kaum. Inschriften sind an Bauten, die vor 1500 entstanden, grundsätzlich selten und wenn vorhanden, beschränken sie sich auf eine Jahreszahl. Abgesehen von diesem Phänomen, das wohl mit mangelnden Schreibkenntnissen zu tun hat, gibt es Regionen, in denen ab dem 16. Jahrhundert Zimmerleute und Bauherrschaften ihr Werk jeweils mit vollem Namen oder wenigstens mit Initialen kennzeichneten. Zur selben Zeit und darüber hinaus bleiben andere Gebiete diesbezüglich anonym. So darf man reformierte Talschaften im Berner Oberland und im Pays d'Enhaut, in Graubünden und Glarnerland als inschriftenfreundliche Gegenden betrachten, die traditionell katholischen Gebiete Innerschweiz, Tessin und Wallis hingegen als «stumm». Die Kenntnisse und Aussagen zum Bauhandwerk bleiben daher örtlich und zeitlich beschränkt. Im Berner Oberland gab es offensichtlich ganze Zimmermeisterdynastien, die zu ausserordentlichen Leistungen fähig waren.²⁸ Sie beherrschten die gängigen Konstruktionstechniken Blockbau oder Ständerbau gleichermaßen.

Austausch und Neuerungen erfolgten über die Wanderhandwerker, jedoch eher im Bereich der Ornamentik als im rein zimmertechnischen Aufbau. Für besondere Aufgaben, etwa den Bau eines neuen Rathauses oder einer Kirche, holte man sich die entsprechenden Fachleute auch aus entfernten Regionen her. Insbesondere Maurer aus der Val Sesia und dem Maggiatal oder Stuckateure aus dem Vorarlberg prägten im 17. und 18. Jahrhundert zahlreiche Kirchenbauten der Zentralschweiz. Wenn sich Gelegenheit bot, engagierten Patrizier die an einer öffentlichen Bauaufgabe beschäftigten Handwerker auch für einen privaten Hausbau.²⁹

Die Wohnhäuser von Vertretern der ländlichen Oberschicht, reichen oder armen Bauern unterscheiden sich grundsätzlich weniger im Baumaterial – es handelt sich mehrheitlich um Holzbauten –, sondern in Volumen, Fassadendekor und Ausstattung. Zu eigentlichen Neukonzeptionen kommt es kaum oder sie beschränken sich auf Ausnahmeerscheinungen (Ital Reding, Kaspar Jodok von Stockalper, Battista von Salis). Die politischen Führer begründeten ihr Vermögen hauptsächlich auf weitläufigem Handel (Salz, Textilien) und mit der Vermittlung von Söldnern an verschiedene europäische Königshäuser. Über Kontakte und verwandtschaftliche Beziehungen zu Personen in eidgenös-

sischen Städten sowie Metropolen Italiens, Frankreichs oder Spaniens kamen sie auch mit den dortigen kulturellen Errungenschaften in Kontakt. Davon ist bei den Wohnhäusern ihrer Heimatorte eher in der Wohnraumausstattung als in architektonischen Konzepten etwas zu bemerken.³⁰ Bauern ihrerseits gingen als Söldner zu mehr oder weniger lange dauernden Unternehmungen ins Ausland und kehrten – wenn überhaupt – mit wenig Geld und Beute zurück.³¹ Ähnlich wie die Bewohner an europäischen Transitrouten (Gotthard-, Simplon-, Julierpass) lassen diese sich zuhause in keiner Weise von vertrauten Vorstellungen abbringen, wie ein Haus auszusehen hat. Eine Ausnahme bilden offensichtlich die Engadiner Zuckerbäcker, wovon zahlreiche Neubauten von erfolgreich aus dem «Ausland» zurückgekehrte Bündner zeugen.³²

Interessant ist es zu beobachten, welchen Einfluss einschneidende Ereignisse, wie Brände, Naturkatastrophen oder einseitige Nutzungsmuster auf Bauverhalten und Baukultur nahmen. Im Wallis, einem traditionellen Holzbaugebiet, dauerte es bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts und es brauchte staatlichen Druck, um beim Wiederaufbau eines vom Feuer zerstörten Dorfes eine neue Bauordnung durchzusetzen. Am klarsten kommt diese Entwicklung im Wiederaufbau von Obergesteln nach dem Brand von 1868 zum Ausdruck. Aber bereits nach 1900 schlug das Pendel unter dem Einfluss des 1905 gegründeten Schweizer Heimatschutz wieder zugunsten des Holzbaus um.³³ So wurden in Euseigne nach dem Brand von 1917 ausschliesslich Blockbauten neu errichtet.

Demgegenüber hatten die Verwüstungen im Engadin, die der Dreissigjährige Krieg im 17. Jahrhundert unter den damals noch dominierenden Holzbauten angerichtet hatte, aber auch ein relativ rascher wirtschaftlicher Aufschwung verbunden mit Bevölkerungswachstum und Zentralisierung der Landwirtschaft, zu den heute vertrauten Vielzweckbauten in Stein beziehungsweise mit einer Mantelmauer eingefassten Blockbauten geführt.³⁴ Die Mischnutzung im Engadinerhaus widerspricht zwar den Idealen der bürgerlichen Wohnkultur, doch bilden die verputzten Aussenwände mit Sgraffito und Malerei willkommene Projektionsflächen für Wohlstand und Baukultur. Das Engadinerhaus kann als Paradebeispiel gelten für eine Entwicklung, die polygonale Baukörper unterschiedlicher Dimensionen und Materialien zu einer äusserlich recht homogenen Erscheinung zusammenfasst.

Die Durchsetzung eines Haustyps im Engadin ist ein sehr interessantes Phänomen, dessen Ursachen auf verschiedenen Ebenen anzusetzen sind: in der sozialen Dorfgorganisation, der Topografie sowie in den Organisationsstrukturen der Landwirtschaft. Die Hauptfassaden der Häuser richten sich auf zentrale

Plätze mit dem Dorfbrunnen oder einen Strassenzug aus, auf Stellen von sozialer Relevanz also. Um diese zu gewährleisten, griffen Bauherr und Handwerker zu Mitteln wie vorspringenden Stubenteile, Luken und Erkern.³⁵

Spätestens im 16. Jahrhundert machte sich gebietsweise ein empfindlicher Mangel an Bauholz bemerkbar, sei es wegen verbreiteter Übernutzungen von Wäldern (Verbiss durch Ziegen), sei es durch Rodungen und Holzexport. Im Engadin und im Urserntal ging man daher dazu über, die Wirtschaftsgebäude bis auf die Dachkonstruktion vollständig in Stein zu errichten. Als Folge von Verordnungen, die zu holzsparender Bauweise anhielten, verbreitete sich im 19. Jahrhundert in der Leventina, im Tavetsch und im Unterwallis ein neuer Bautyp, der sogenannten Pfeilerstall. Dabei sind das Stallgeschoss und die vier Ecken des Heuraums gemauert. Nur die Zwischenbereiche im Heuraumgeschoss werden mit einer Holzkonstruktion versehen.³⁶

Sparsamkeit hat viele Gesichter

Eine elementare Bauweise, wie sie in Sömmerungsgebieten dominierten, hat unzweifelhaft Vorteile: Sie verwendet erneuerbare Ressourcen aus der näheren Umgebung und spart damit Material- und Transportkosten ein. Sie lässt einen hohen Grad an Eigenleistung durch den Auftraggeber zu, der gleichzeitig Verständnis für bauliche Zusammenhänge gewinnt. Dies mindert die Baukosten und erleichtert den Bauunterhalt.

Ein in der Bauforschung sehr häufig zu beobachtendes Phänomen ist die Wiederverwendung von Bauteilen bis hin zu vollständigem Abbau, Dislokation und Wiederaufbau. Dahinter stehen ganz verschiedene Gründe, die den Aspekt der Sparsamkeit, der damit verbunden zu sein scheint, deutlich relativieren. Nach dem Brand eines Hauses oder eines ganzen Dorfes macht es durchaus Sinn, wenn die meist kaum beschädigten Kellergeschosse die Basis für neu zu errichtende Häuser bilden. Dabei geht es nicht nur um materielle Einsparungen, sondern auch um die Vermeidung zeitraubender baurechtlicher Streitigkeiten – ein Aspekt, der vor allem in Dörfern und Städten von grosser Tragweite sein kann. Stellt ein grundrissidentischer Wiederaufbau ganzer Siedlungen nicht eine verpasste städtebauliche Chance dar? Beispiele für neue Wege geben La Chaux-de-Fonds oder Glarus. Doch scheint die «Kompatibilität mit der Vergangenheit» (Niklaus Wirth)³⁷ in den meisten Fällen schwerer ins Gewicht zu fallen als ein völliger Neustart. Im historischen Hausbau – wie

offenbar auch in der modernen Softwareentwicklung – nimmt man damit in Kauf, fehlerhafte Methoden zu tradieren.

Nicht immer wurden Entscheide zur Wiederverwendung von Baumaterialien frei getroffen. Allzu oft, spätestens seit dem 16. Jahrhundert, kam die pure Notwendigkeit dazu. Bevölkerungszunahme und damit verbunden intensivierte Bautätigkeit und erhöhter Holzverbrauch in Herd und Ofen, aber auch die weitverbreitete Waldweide fügten dem Wald beträchtlichen Schaden zu. Ein spürbarer Rückgang von Bauholz war die Folge, was wiederum eine Wiederverwendung desselben attraktiv beziehungsweise nötig machte.

Für die vorindustrielle Zeit spiegelt die Wiederverwendung von Baumaterialien eine Situation, wo menschliche Arbeitskraft vergleichsweise kostengünstig, die Kosten für Baumaterial hingegen hoch waren. Die Industrialisierung brachte eine Umkehrung dieses Verhältnisses.

Ästhetik mit Hintergedanken

Was nützen eigentlich Verzierungen an den Gebäuden? Oder anders gefragt: Inwiefern führen handwerkliche Materialbearbeitungen zu Formen, die benutzerfreundlich, dauerhaft und qualitativ sind? Einfachste Zierformen, etwa die Fase an Kanthölzern, lassen sich bereits an Bauten aus dem 13. Jahrhundert feststellen. Die Absicht dabei, relativ scharfe Balkenkanten mit dem Ziehmesser zu brechen, könnte sein, Verletzungen sowohl bei Hausbewohnern als auch am Bauteil selber zu vermindern. Mit wenig menschlichem Gestaltungswillen entsteht daraus bereits eine bescheidene Verzierung.

An profilierten Friesen und Balkenköpfen tropft das Regenwasser besser ab, die Fassade nässt weniger ein. Pfettenkonsolen, als statisches Element zur Verteilung der Dachlast eingebaut, werden bei den weit ausladenden Dächern Berner Oberländer Häuser zum exponierten Schauplatz für Verzierungen. Verputz oder Farbanstriche schützen grundsätzlich das Trägermaterial vor Witterungseinflüssen. Bei reich bemalten Holzfassaden oder mit Sgraffito und Farbe dekorierten Verputzflächen hinkt dieser Nutzen allerdings beträchtlich hinter dem Aufwand für den Unterhalt nach.

Aus der Fülle der Gestaltungsformen greifen wir einen Aspekt heraus, den Farbdekor. Dabei lassen sich einzelne Regionen herauschälen, bei denen die Farbigkeit eine herausragende Rolle spielte, und zwar an hölzernen wie auf gemauerten Fassaden.



Abb. 5: *Vielzweckbau mit Wohnteil und nachträglich angebauter Stallscheune. Hinter dem Mauerwerk bestehen Stuben und Kammern als hölzerne Kompartimente in Blockbauweise. Fassadenmalerei von 1554 mit geometrischen Ornamenten, Inschriften, Tierfiguren sowie einer Sonnenuhr. Bergün, Unterdorf Nr. 47. Foto: Benno Furrer, 2008.*

Konzentriert man sich auf die Betrachtung von Holzbauten, dann heben sich zwei Regionen deutlich ab: Das Berner Oberland für Bauten ab Mitte des 16. Jahrhunderts bis um 1800 und die Region Appenzell Innerrhoden von der Mitte des 19. Jahrhunderts bis zu Beginn des 20. Jahrhunderts. In anderen Gebieten, etwa im Urserental, im Toggenburg oder im St. Galler Rheintal, finden sich farbig gefasste oder mit Malereien dekorierte, herausragende Einzelbauten.

In Regionen mit offensichtlich sehr wenigen farbig gefassten Holzfassaden fehlt die Malerei aber keineswegs. Vielmehr konzentrieren sich dort die sehr qualitätvollen Malereien auf Innenräume, etwa auf Stuben und Kammern, auf Kellerräume oder Hausflure. Bemerkenswert ist eine offensichtlich unterschiedliche Grundhaltung gegenüber Charakter und Platzierung von Ornamenten zwischen dem Berner Oberland und der Zentralschweiz. Dort ein reichhaltiger, plastischer und farbiger Dekor an Aussenfassaden bei eher karger Innenraumgestaltung,

hier Fassaden mit spärlicher Holzzier, jedoch üppig gestalteten Innenräumen. Dies alles im vergleichbaren Zeitraum zwischen 1600 und 1800 sowie in einem landschaftlich und sozioökonomisch ähnlichen Umfeld.

Zudem finden sich im «farblosen» Wallis immer auch Beispiele, wo zwar das hölzerne Vorderhaus keine oder eine nur sehr untergeordnete Farbverwendung aufweist, gemauerte Kellersockel oder Hinterhausbereiche aber sehr wohl mit Malerei versehen sein können. In der Regel handelt es sich dabei um Architekturmalerei, Eckquadrierung, Säulen und Fensterbegründungen oder um figürlich-szenische Malerei.³⁸

Die Zuordnung bemalter Bauten hinsichtlich der sozialen Stellung der Bauherrschaft führt zu Angehörigen der ländlichen Oberschicht, Bauern und Patrizier, die durch Söldneranwerbung, Vieh- und Käsehandel reich geworden waren.

Im Berner Oberland weisen älteste, im 15.–16. Jahrhundert erbaute Häuser weder Farbe, Spruch noch Datum auf. Um 1550 tauchen in den östlichen Tälern dieser Region erste farblich gefasste Frieze und Kerben auf. Früheste Wohnhäuser mit Farbfassaden datieren von 1564 (Gemeinde Bönigen) und 1589 (Gemeinde Saanen). Verwendet werden die Farben Schwarz und Rot. Im 17.–18. Jahrhundert gehört die Farbe in der Gestaltung der Fassaden von Neubauten in einigen Talschaften des Berner Oberlandes praktisch zum Standardrepertoire und flacht nach 1750 deutlich ab.³⁹

Ab 1760 kommt es im Berner Oberland zu einem grundsätzlichen Wandel im Verhältnis zu Fassadenmalerei und Farbe: Bei Neubauten wird auf Buntheit, Hausspruch und Datum verzichtet. Ein 1820 erbautes Haus in Boltigen erscheint mit einer vollständig grau gestrichenen Holzfassade.

Demgegenüber gewinnt die Farbe in der Fassadengestaltung in der Region Appenzell Innerrhoden gegen die Mitte des 19. Jahrhunderts enorm an Bedeutung.⁴⁰ Fast wie aus dem «Nichts» wird dort die ans Haus angebaute Stallscheune hauptsächlicher Träger von Farbe und Dekor, während sich das Wohnhaus mit einem schlichten Farbton begnügt.

Bei Steinbauten mit Farbdekor dominiert eindeutig das Engadin, wo vom 16. bis zum 18. Jahrhundert das Sgraffito die vorherrschende Fassadenzier ist. Offensichtlich hat sich in höheren Lagen die durch italienische Wanderkünstler importierte Technik im Vergleich zu Wandmalereien besser bewährt. Dagegen sind szenische und geometrische Farbanstriche auf gemauerten Teilen alpiner Blockbauten der zentralen und westlichen Alpen immer punktuell und an Bauten der dörflichen Oberschicht gebunden.⁴¹

Die Industrialisierung macht sich im ländlichen Hausbau bemerkbar

Nach 1800 kann man eine generelle Vereinfachung in Form und Gestaltung der ländlichen Bauten feststellen. Industriell gefertigte Baumaterialien sind kostengünstig zu erwerben und auf dem neu entstandenen Eisenbahn- und Strassennetz leichter zu transportieren. Überhaupt stürzten nach 1850 die verbesserten Transportwege, über die Getreide aus Amerika und Mitteleuropa die Schweiz erreichte, den Ackerbau hierzulande in eine tiefe Krise. Zahlreiche Konkurse waren die Folge und im Schweizerischen Mittelland stellten viele Betriebe auf Vieh- und Milchwirtschaft um. Die zunehmende Motorisierung und Mechanisierung ab 1945 sowie eine wachsende Zahl von Gesetzen und Vorschriften führen insbesondere bei Ökonomiebauten zu Vereinheitlichungen und grossen konzeptionellen Veränderungen.

Ein interessantes Phänomen stellt im ersten Viertel des 20. Jahrhunderts die wachsende Beliebtheit vorgefertigter Chalets für Industriearbeiter und einfache Angestellte des Bundes dar. Die neuen Chalet-Quartiere an Industrieorten der Voralpen und Alpen verkörpern ab 1920 Gedankengut des bürgerlichen *Chalet-Suisse*. In der bevorzugten Umsetzung der Bauten in Heimatstil kann eine Reaktion auf das moderne *Neue Bauen* gesehen werden.⁴²

Das war's dann wohl?

Die Zeit nach 1945 brachte in den Alpen nachhaltige wirtschaftliche und gesellschaftliche Veränderungen. Zahlreiche Stauseeprojekte, Strassenbauten und Tourismusanlagen führen in einzelnen Tälern zu Abwanderung, Betriebsschliessungen und Umnutzungen, in andern kommt es dadurch zu einem bescheidenen Aufschwung. Die Liberalisierung der Agrarmärkte fördert innerbetriebliche Rationalisierungen und Betriebszusammenlegungen. Dadurch entstehen grosse Leerbestände bei landwirtschaftlichen Bauten, nicht nur in den Alpen. Ab den 1970er-Jahren, insbesondere nach 2000, entstehen verschiedene touristische Grossprojekte. Die sogenannten Holiday-Resorts in den Alpen schmücken sich mit Ikonen renommierter Architekturbüros und bringen so völlig neue Dimensionen und Formen in die Landschaft ein. Davon profitieren vor allem grosse Wintersportorte in den Alpentälern, eigentlich verstädterte Dörfer mit Agglomerationsgürtel. Die landwirtschaftlichen Bauten folgen zum Teil immer noch einer von knappen finanziellen Mitteln diktierten Baumeisterarchitektur.

Wünschbar wäre eine neue Baukultur, die ansprechendes Design, intelligenten Energiehaushalt mit ortsüblichen Materialien umsetzt. Dies alles zu einem Preis, den sich auch normale Bewohner der Alpen leisten können. Ansätze dazu gibt es, sie sind in Graubünden häufiger zu beobachten als anderswo.

Anmerkungen

- 1 B. Furrer, «Alpgebäude der Zentralschweiz. Die Beeinflussung der Gebäudeformen durch Produktions- und Organisationsformen der Alpwirtschaft», *Jahrbuch für Hausforschung*, Bd. 45, Marburg 1997, S. 71–94; Y. Kocherhans, «Gemeinde Tujetsch. Historische Siedlungs- und Nutzungsformen zwischen Dorf und Alp», *Bündner Monatsblatt*, 6, 1994, S. 389–408; M. A. Nay, «Historische Bausubstanz in Safien», *Bündner Monatsblatt*, 6, 1994, S. 409–452; D. Giovanoli, *Facevano case. 1450–1950*, Malans 2009.
- 2 Vgl. dazu die Reihe: «Die Bauernhäuser der Schweiz», Basel 1965 ff., insbesondere Kantone Freiburg, Graubünden, Glarus, Ob- und Nidwalden, Uri, Schwyz und Tessin.
- 3 Vgl. B. Furrer, *Die Bauernhäuser der Kantone Schwyz und Zug* (Die Bauernhäuser der Schweiz 21), Basel 1994; B. Furrer, «Beiträge zur Hausgeschichte des 13. und 14. Jahrhunderts in der Innerschweiz», *Der Geschichtsfreund*, Stans 1988, S. 175–200; G. Descœudres, *Herrenhäuser aus Holz. Eine mittelalterliche Wohnbaugruppe in der Innerschweiz* (Schweizer Beiträge zur Kulturgeschichte und Archäologie des Mittelalters 34), Basel 2007.
- 4 Malvaglia-Anzano (Vielzweckbau von 1506 mit wiederverwendeten Bauhölzern des 14. Jahrhunderts), Chiavasco (Vielzweckbau von 1534), Dandrio (Vielzweckbau, Bauphasen aus dem 14., 15. und 19. Jahrhundert. Vgl. G. Buzzi, *Atlante dell'edilizia rurale in Ticino, Valle di Blenio*, Locarno 1993, S. 221 ff., 233 ff., 263 ff., 289 ff.
- 5 B. Furrer, «Bohlen- und Bohlen-Balken-Decken in Bauernhäusern der Voralpen und Alpen», *Jahrbuch für Hausforschung*, Bd. 51, Marburg 2002, S. 29–38.
- 6 *Tages-Anzeiger*, 13. Juni 1995 (Simplon); *Walliser Bote*, 19. 9. 2003; B. Furrer, «Löcher in der Holzwand. Nutzungsspuren in Häusern der Zentralschweiz und ihre Interpretation», *Jahrbuch für Hausforschung*, Bd. 54, Marburg 2007, S. 147–162; W. Bellwald, «Spätmittelalterliche Holzbauten im Wallis», *Kunst + Architektur in der Schweiz*, 1, 2010, S. 14–19.
- 7 A. Donati, *Monti, uomini e pietre*, Locarno 1992, S. 57–58. Das älteste datierte Gebäude trägt die Jahreszahl 1570 (Sornico, Pradé). Ebd., S. 31–33.
- 8 Donati (wie Anm. 7), S. 59.
- 9 M. Gschwend, *Die Bauernhäuser des Kantons Tessin*, Bd. 2: *Hausformen, Siedlungen*, Basel 1982, S. 51, 57–71.
- 10 J. Mathieu, «Maiensässwirtschaft in Graubünden. 15.–19. Jahrhundert», in: D. Giovanoli, *Alpschermen und Maiensässe in Graubünden*, Bern 2003, S. 495.
- 11 Donati (wie Anm. 7), S. 23.
- 12 Nachweis ältester Schwenkarme (Turner) für Käsekessel um 1400. W. Meyer et al., ««Heidenhüttli». 25 Jahre archäologische Wüstungsforschung im schweizerischen Alpenraum», *Schweizer Beiträge zur Kulturgeschichte und Archäologie des Mittelalters*, Bd. 23–24, Basel 1998, S. 99.
- 13 Meyer (wie Anm. 12), S. 34.
- 14 B. Furrer, *Die Bauernhäuser des Kantons Uri* (Die Bauernhäuser der Schweiz 12), Basel 1985, S. 382–383.
- 15 Kocherhans (wie Anm. 1), S. 389–392.
- 16 Furrer (wie Anm. 14), S. 346–347.
- 17 Im Maggiatal ergeben sich auch aus dem Briefwechsel mit Emigranten nur relativ wenige Informationen zu den Abläufen im Detail. Donati (wie Anm. 7), S. 39–56. Einzelne Hinweise zur konkreten

- Nutzung im Maiensäss Finnu (Gemeinde Eggerberg, VS) bei: N. In-Albon, «Von Fussmärschen und Ferienhäuschen. Veränderungen des Mobilitätsbegriffs am Beispiel der Oberwalliser Voralp Finnu Antonietti», in: *Kein Volk von Hirten: Alpwirtschaft im Wallis*, Baden 2006, S. 183–190.
- 18 An diesem Wohnhaus oder an der Hofstelle, seltener am Familiennamen, haften wesentliche Rechte, z. B. auf Wald- und Weidenutzung sowie Alprechte.
 - 19 Im Kanton Uri wurde ein Maiensäss (*Bärg*) traditionellerweise von Allerheiligen bis Lichtmess, d. h. vom 1. November bis 2. Februar, bewohnt. Für das Tessin vgl. Donati (wie Anm. 7), S. 25, 47.
 - 20 Zur individuellen Nutzung vgl. *Documenti orali della svizzera italiana, Valle di Blenio*, seconda parte, Giubiasco 1995, S. 147–163.
 - 21 Vgl. Donati (wie Anm. 7), S. 143.
 - 22 Donati (wie Anm. 7), S. 161.
 - 23 M. Gschwend, *Die Bauernhäuser des Kantons Tessin*, Bd. 1: *Hausbau* (Die Bauernhäuser der Schweiz 4), Basel 1976, S. 144–145
 - 24 Vgl. Meyer (wie Anm. 12).
 - 25 J.-P. Anderegg, *Die Alphütten des Kantons Freiburg*, Freiburg 1996; D. Raymond, *Les maisons rurales du canton de Vaud*, tome 2: *Préalpes, Chablais, Lavaux* (Les maisons rurales de Suisse 17), Basel 2002.
 - 26 G. Buzzi, *Atlante dell'edilizia rurale in Ticino, Valmaggia I*, Locarno 1997, S. 40–67; Buzzi (wie Anm. 4), S. 19–31.
 - 27 Zum Beispiel: P. Walther, «Zur Brachlegung der Monti und Alpen im Verzascatal», *Geographica Helvetica*, 1, 1980, S. 25–29, Bern 1980; Donati (wie Anm. 7), S. 111.
 - 28 Der Simmentaler Zimmermeister Hans Messerli richtete 1797 seinen 285. First auf. H. C. Affolter, *Die Bauernhäuser des Kantons Bern*, Bd. 1: *Berner Oberland*, Bern 1990, S. 202. Im Muotatal existierten mehrere Generationen Zimmerleute der Familie Grossmann. Furrer 1994 (wie Anm. 3), S. 511.
 - 29 So z. B. Ritter Peter Gisler in Bürglen 1609. Vgl. *Gewerbliche Migration im Alpenraum*, Arbeitsgemeinschaft Alpenländer, Historikertagung in Davos 1991, Bozen 1994.
 - 30 Aus städtischem Umfeld übernommene architektonische Elemente bilden beispielsweise Giebelbogen (*Rüendi*) oder Mansartdach. Affolter (wie Anm. 28), S. 199; J.-P. Anderegg, *Die Bauernhäuser des Kantons Freiburg* (Die Bauernhäuser der Schweiz 7), Basel 1979, S. 134–136.
 - 31 Vgl. auch die Arbeit von Nicolas Disch. Er hinterfragt das tradierte Bild der armen und kriegslustigen Söldner aufgrund einer umfassenden Quellenanalyse und beschreibt das Söldnerwesen als Teil von damals gängigen Biografien neu. N. Disch, *Hausen im wilden Tal – Geschichte der Herrschaft Engelberg 1600–1800*, Diss. Basel 2009 (erscheint 2011).
 - 32 P. Michael-Cafilisch, «Bündner Zuckerbäcker in der Fremde und ihre Alterssitze in der Heimat», *Bündner Monatsblatt*, 6, 1988, S. 396–402.
 - 33 R. Flückiger-Seiler, *Die Bauernhäuser des Kantons Wallis*, Bd. 3 (erscheint im Juni 2011), S. 103–129
 - 34 C. Meli-Senn, L. Seifert-Uherkovich, «Die gewachsene Fassade: Zur äusseren Erscheinung des Engadinerhauses», *Kunst + Architektur in der Schweiz*, 2, 2006, S. 41–47.
 - 35 Meili/Uherkovich (wie Anm. 34), S. 46.
 - 36 Meili/Uherkovich (wie Anm. 34), S. 44; Furrer (wie Anm. 14), S. 116–117; Kocherhans (wie Anm. 1), S. 400.
 - 37 Professor für Informatik an der ETH Zürich. Interview in Radio DRS I vom 20. Juni 1998.
 - 38 Landschaftswappen, Szenen mit Tells Apfelschuss, heimkehrendem Krieger oder aus der biblischen Geschichte. Vgl.: Affolter (wie Anm. 28), S. 411–419; M. Flury-Rova, W. Kuster, «Ein Zyklus bäuerlicher Renaissance-Malereien in Sidwald: Neu St. Johann im Toggenburg», *Schweizerische Kunstführer GSK*, Serie 82, Nr. 812, Bern 2007.
 - 39 Affolter (wie Anm. 28), S. 375.
 - 40 M. Zünd, «Farbe und Malerei», in: I. Hermann, *Die Bauernhäuser beider Appenzell*, Basel 2004, S. 171–176.

- 41 *Bauernhäuser der Schweiz*, Bd. 14: *Wallis 2*, Basel 2001; Bd. 12: *Uri*, Basel 1985; Bd. 27: *Bern I*, Basel 1990.
- 42 B. Furrer, «Heimelig wohnen im Chalet Daheim. Fabrikchalets für Arbeiter und Beamte aus der Zeit zwischen 1920 und 1920», *Kunst + Architektur*, 1, 2010, S. 62–67.